



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blücher und Gneisenau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

überhaupt zurückzuführen sein: aber der Mangel an Gemeinfinn tritt fast ebenso stark bei der Beteiligung an den kommunalen Angelegenheiten zutage, trotzdem da in allererster Linie über den eignen Geldbeutel der Wähler verfügt wird. In neuerer Zeit erst, seitdem die Sozialdemokraten ihre Leute in die städtischen Körperschaften hineinzubringen bestrebt sind, regt sich in der Bürgerschaft selbst das Gewissen etwas mehr, und es ist dann meist auch leicht genug, Stimmen für bürgerlich und national gesinnte Männer zu bekommen. Daß es bei den Wahlen zum Reichstage nicht anders ist, hat ja die letzte Aufmunterung in den Dezembertagen 1906 deutlich gezeigt.

Es fehlt bei uns — das sollte hier einmal kurz zum Ausdruck gebracht werden — an der rechten Freude für die allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten des gesamten Volkes. An Männern selbst, die zur Betätigung auf diesen Gebieten berufen sind, ist kein Mangel: nach einer von maßgebender Seite veranlaßten Aufstellung enthielten zum Beispiel die berichtigten deutschen Urlisten für Schöffen und Geschworne im Jahre 1904 zusammen mit Ausnahme des Landgerichtsbezirks Bremen 5552514 Personen; die Zahl der erwählten Hauptschöffen belief sich auf 48238, die der Hilfschöffen auf 18271, und in der Vorschlagsliste der Geschwornen waren 80566 Personen verzeichnet. *) Für beide Gerichte aber werden im Jahre zusammen etwa 45000 bis 50000 Laienrichter gebraucht; es ergibt sich also, daß das Volkstertum sehr wohl noch einer Ausdehnung fähig ist, auch wenn man für die angeführten Sondergerichte ebensoviel Personen rechnen will. Von den 5½ Millionen an sich zum Gerichtsdienst fähigen deutschen Reichsangehörigen werden dann immer erst höchstens 100000 in einem Jahre tätig sein, sei es an ordentlichen oder Sondergerichten als Schöffen, Geschworne oder Beisitzer. Die Belastung für den einzelnen ist mithin nicht unerträglich und muß in Kauf genommen werden, wenn dadurch die Rechtsprechung gehoben wird.

R. Krieg



Blücher und Gneisenau



em ersten Bande seiner Blücherbiographie**) hat Generalleutnant von Unger den zweiten (Schluß-)Band in kurzer Frist***) folgen lassen. Er umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1812 bis zum Tode des Helden im Jahre 1819 und ist in gleicher Weise wie der erste Band reich und gediegen von der Verlagsbuchhandlung ausgestattet worden. Vermochten wir an der Hand des ersten Bandes die stufenweise Entwicklung Blüchers als Truppenführer zu verfolgen, so gilt der zweite

*) Deutsche Juristen-Zeitung 1905, Nr. 7.

**) Vgl. den Aufsatz „Eine neue Blücherbiographie“ in Nr. 33 der Grenzboten 1907.

***) Berlin, E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, 1908.

unvollständiges Werk ist in der Tat ein sehr wertvolles und interessantes

recht eigentlich dem Feldherrn Blücher. Wurde in der vorjährigen Besprechung erwähnt, daß man gespannt sein dürfe, wie der Verfasser gerade diese Aufgabe lösen würde, weil wir uns die Feldherrntätigkeit Blüchers kaum anders als gemeinsam mit Gneisenau ausgeübt denken können, so mag hier vorweg bemerkt werden, daß die Lösung dieser Aufgabe im vorliegenden Bande in glücklichster Weise erfolgt ist, und das bedeutet nicht wenig, da das Urteil über Gneisenau längst feststand.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Blüchers Bedeutung wohl von den Zeitgenossen richtig gewürdigt worden ist, weniger jedoch von den Nachlebenden. Ihnen schien es, zumal seit Delbrück uns das Bild Gneisenaus so anziehend gezeichnet hat, als ob dem Generalstabschef der Schlesiſchen Armee doch das Hauptverdienst an ihren Erfolgen gebühre. Nicht als ob Delbrück Blücher auf Kosten Gneisenaus herabgesetzt hätte, aber es liegt in der Natur der Sache, daß der Biograph, will er sein Ziel im Auge behalten, seinen Helden den übrigen Zeitgenossen, sogar den bedeutendsten gegenüber bevorzugt. General von Unger rückt die Person des Marschalls Vorwärts wieder in das rechte Licht, und er tut es, ohne im geringsten die Verdienste Gneisenaus zu schmälern. Es konnte nicht anders sein, denn kaum jemals hat ein Feldherr die Verdienste seines Generalstabschefs so offen anerkannt wie Blücher die Gneisenaus. So hat er einst ein allzu lautes Lob seiner Taten mit den Worten abgewehrt: „Was ist's, was ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“ Die Art und Weise aber, wie der Verfasser in das Verhältnis Blüchers zu Gneisenau Licht zu bringen sucht, ist nicht nur anziehend, sondern für die Beziehung zwischen Truppenführer und Generalstabschef auch für unsre Zeit belehrend. Hier spricht überall aus dem Buche nicht nur der Historiker, sondern vor allem der erfahrene hohe Offizier, der selbst auf eine langjährige Generalstabstätigkeit zurückblickt.

Bei der Schilderung der Persönlichkeiten des Hauptquartiers der Schlesiſchen Armee heißt es: „Alles kam darauf an, wie sich das Verhältnis zwischen dem Feldherrn und seinem Stabschef gestaltete. Gneisenau hatte schon das 52. Lebensjahr überschritten; aber seine von der Natur mit körperlichen und geistigen Gaben reich ausgestattete Persönlichkeit hatte noch nichts von ihrem Zauber verloren. Sein gewinnendes Äußere, seine unverwüſtliche Frische, sein lebenswürdiges, geistreiches Wesen, sein reiner Charakter, seine glänzende Beredsamkeit, sein feurriger Optimismus, seine aufopferungsvolle Vaterlandsliebe ließen sein Selbstbewußtsein und sein sicheres Auftreten berechtigt erscheinen. Aus den kümmerlichen Verhältnissen seiner Jugend, der Ungebundenheit seiner Studentenzeit, den Enttäuschungen seiner militärischen Wanderjahre, aus dem Zusammenbruch von 1806 war sein glühender Ehrgeiz geläutert hervorgegangen. . . . Bei der Arbeit zur Wiedergenesung des preußischen Heerwesens hatten sich seine Arbeitskraft, seine vorurteilsfreie Einsicht, die Lauterkeit seines Charakters hervorragend bewährt. . . . Blüchers gute Beziehungen zu Gneisenau aus dessen

Kolberger Zeit hatten sich in den Jahren der Fremdherrschaft immer freundschaftlicher gestaltet und sich während des Frühjahrsfeldzuges 1813 im gemeinsamen Zusammenwirken bewährt; mit dem Wachsen ihrer Aufgaben wuchsen die beiden Helden immer inniger zusammen.“

Es wird nur in einzelnen Fällen gelingen, aus den Feldzugsakten nachträglich mit Sicherheit festzustellen, inwieweit an den einzelnen Entschlüssen der Feldherr oder seine Umgebung beteiligt gewesen ist. Zuweilen ist die Anregung von einem jüngern Offizier des eignen oder einem Nachrichtenoffizier eines benachbarten oder unterstellten Stabes auf Grund einer von diesem Offizier gemachten Wahrnehmung oder gewonnenen Auffassung ausgegangen. Das Verdienst, dieser Anregung gefolgt zu sein, den Gedanken in den Entschluß umgesetzt und an dessen Durchführung, unbeirrt durch Nebenstände, festgehalten zu haben, gebührt gleichwohl dem verantwortlichen Führer. So hat denn auch Gneisenau, wie Generalleutnant von Unger hervorhebt, die Persönlichkeit seines Feldherrn immer in den Vordergrund treten lassen. „Naumer bestätigt das Wort Arnolds, daß Gneisenau seinem General mit voller Anerkennung und Hingebung gedient habe. »Dies Dienen wird jeder bezeugen, der Gelegenheit hatte, Gneisenau in seinem Verhältnis zu Blücher zu sehen; es äußerte sich bei jeder Gelegenheit.«“ Hierbei aber konnte es bei einer Persönlichkeit wie Gneisenau nicht ausbleiben, daß sich sein Einfluß auf Blücher mit der Zeit immer mehr steigerte. „Gneisenau hatte, wie Müßling, der Oberquartiermeister der Armee, bezeugt, die besondre Neigung für alles, was gewagt oder auf Mut gegründet war, und mit daraus entspringenden Vorschlägen konnte er bei Blücher immer auf Zustimmung rechnen.“ Ähnlich sagt Friedjung*) vom Feldzeugmeister von Sohn, dem Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht von Österreich, auch bei ihm sei die Kühnheit der kriegerischen Entwürfe das Ergebnis der Einsicht gewesen, daß im Kampfe der mutigste Mann auch der klügste sei. Bei aller Übereinstimmung der Gesinnung zwischen Führer und Generalstabschef des Schlesiens Heeres aber spricht sich General von Unger dahin aus, daß von einem willenlosen Sichlentlassen bei Blücher keine Rede sein könne. In den Briefen an seine Frau und an seine Freunde haben wir das vollgiltige Zeugnis, daß er nicht allein die Aufgabe seiner Armee mit voller Klarheit erfaßte, sondern auch den Gang des Krieges im großen mit Sicherheit überschaute. Mit Recht heißt es an anderer Stelle: „Wenn man früher Gneisenaus Unentbehrlichkeit damit schlagend nachzuweisen gemeint hat, daß man Blücher für vollständig unfähig erklärte, einen Feldzugsplan aufzustellen, so stehen wir heute doch etwas anders zu dieser Frage. Allerdings, bei Feldzugsplänen, wie sie Langenau und Knesebel auskügelten, schüttelte er den Kopf: das sei ihm zu hoch. Daß es aber aufs Schlagen des Feindes ankomme, wußte er besser als jene. Moltke hat Feldzugspläne,

*) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, I.

die über den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde hinausgehn, als unsinnig verworfen, und Napoleon hat in ähnlichem Sinne gesagt, er habe überhaupt niemals einen Feldzugsplan gehabt. Der Tadel von damals wird in dieser Beleuchtung für Blücher zum Lob."

Seine ganze Bedeutung als Feldherr offenbarte sich im Feldzuge 1814 in den Tagen von Laon, als er durch Krankheit verhindert war, bei den Truppen zu erscheinen und den Befehl nur mittelbar durch Gneisenau fortführte. Hier zeigte sich, daß der Chef des Generalstabs ihn wohl zu ergänzen, aber nicht eigentlich zu ersetzen vermochte. Freilich haben bei dem gerade damals übertrieben vorsichtigen Handeln der Schlesiſchen Armee auch noch andre Umstände mitgesprochen: so das Bestreben, erneute Rückschläge, wie man sie im Februar erlitten hatte, zu vermeiden, das Bedürfnis, die preußischen Truppen vor weitem starken Einbußen zu bewahren, die Schwierigkeiten, die Gneisenau als Chef des Generalstabs schon an sich, besonders aber bei einem Bundesheer erwachsen. Die Stellung eines Chefs des Generalstabes war zu jener Zeit noch nicht so fest umgrenzt wie heute. Die damalige Fectweise ermöglichte, ja forderte unter Umständen die Betätigung des Feldherrn in der vordern Linie, während er jetzt sein Amt mit mehr Entſagung unter weit größerer Zurückhaltung ausübt und zur Übermittlung seiner Befehle technische Hilfsmittel in Anspruch nimmt. Um die Schlesiſche Armee vorwärts zu bringen, bedurfte es damals des Zaubers, den die Erscheinung des alten Feldherrn auf die Truppen übte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Gneisenau der eigentlichen Feldherrngaben ermangelt hätte. Das Gegenteil ist der Fall, und er war sich dessen voll bewußt. So ist er dann namentlich in der Zeit nach dem ersten Pariser Frieden nicht frei von Verstimmungen gewesen, wenn Blücher sich „in seiner unbefangnen Art gelegentlich Verdienste zusprach, die Gneisenau ganz oder doch teilweise für sich in Anspruch nahm“. Dringend erbat sich Gneisenau für den Feldzug 1815 ein höheres Truppenkommando, zumal da er sich in den eigentlichen Generalstabsgeschäften nicht gründlich durchgebildet fühlte. Boyen, Grolman, Müßling waren ihm darin überlegen; auch die durchdringende Klarheit seines Freundes Clausewitz hatte er nicht. Es kennzeichnet die Lauterkeit seiner Gesinnung und seine große Bescheidenheit, daß er 1815 den Kriegsminister Boyen bittet, ihm „einen Generalquartiermeister, seine bessere Hälfte, auszusuchen“, und fortfährt: „Sie wissen so gut wie ich, daß mir einige wesentliche Eigenschaften eines Chefs des Generalstabs abgehen; ich bin weder dem Gemüt noch der wissenschaftlichen Bildung nach für diese Stelle hinlänglich ausgerüstet. In meiner Zusammenstellung mit dem Fürsten Blücher wirkte ich nur hauptsächlich durch meinen Charakter auf ihn und auf die Begebenheiten durch eine entschlossene Ansicht des Krieges, die durch einiges Studium der Geschichte und durch aufmerksame Erwägung der Begebenheiten in mir sich entwickelt hat.“ Freimütig bekennt er: „Ich bin nicht aufgeblasen genug, um

zu glauben, daß ich der Hilfe genialer Männer entbehren könne; guter Rat ist mir stets willkommen.“

Männern der Tat, die in sich den Beruf zum Truppenführer fühlen und doch immer hinter dem Feldherrn zurückzutreten haben, werden gelegentliche Enttäuschungen und Mißstimmungen niemals erspart bleiben. Aus diesem Gefühl heraus schrieb Scharnhorst 1813: „Mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages.“ Da kann es nicht wundernehmen, wenn der tapfere Verteidiger von Rolberg ebenso dachte. Bei ihm kam damals allerdings noch hinzu, daß König Friedrich Wilhelm der Dritte, wenn er auch äußerlich seine Verdienste ehrte, doch innere Sympathie zu ihm niemals hegte, wie überhaupt geistig überragende Persönlichkeiten auf dem Könige lasteten. Auch für Blüchers Wesen hat der König wirkliches Verständnis kaum gehabt. Gneisenau kennzeichnet es, daß er sich mit Beginn des Krieges 1815 alsbald wieder in seine Rolle neben dem alten Feldherrn hineinfand, und wie hoch er dessen Verdienste schätzte, beweist eine spätere Äußerung von ihm. Als des Feldmarschalls Sturz bei Wigny und die Gefahr seiner Gefangennahme vor Gneisenau besprochen und von jemand zu ihm gesagt wurde: „Na, dann hätten wir Sie ja gehabt“, sagte Gneisenau entschieden: „Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätten ersetzen können? Sein Vorwärts! blüht in seinen Augen und ist in die Herzen unsrer Soldaten eingegraben.“

Wenn Generalleutnant von Unger bei Erwähnung der fehlenden Generalstabschulung Gneisenaus sagt: „Im Betrieb des Generalstabshandwerks beim Oberkommando treten häufig bedenkliche Nachlässigkeiten zutage“, so geben ihm die Tatsachen an sich unzweifelhaft recht. Namentlich bei Eröffnung des Herbstfeldzuges 1813 trat das hervor. Immerhin ist zu bedenken, daß eine eigentliche Generalstabschulung in unserm Sinne damals überhaupt kaum bestand. Was man so nannte, fiel mehr in das Gebiet phantastischer Kriegspläne und unfruchtbarer Abstraktionen, nicht in das praktischer Truppenführung wie heute. Mit welchen veralteten Begriffen nach dieser Richtung noch Moltke zu kämpfen hatte, erkennt man ganz besonders beim Durcharbeiten der von ihm vor dem Jahre 1870 geleiteten, vor kurzem veröffentlichten Generalstabsreisen, auf denen er den Grund für jene Schulung der höhern Truppenführer und ältern Generalstabsoffiziere legte, der ein wesentlicher Anteil an unsern kriegerischen Erfolgen gebührt. Sodann darf nicht übersehen werden, daß die Art der Kriegführung, wie sie das Schlesiische Hauptquartier anwandte, damals noch etwas neues war. Blücher und Gneisenau begegneten Napoleon mit seinen eignen Mitteln, sie übten schon damals die Kunst des Getrenntmarschierens, um vereint zu schlagen; daß hierbei Mißgriffe und Reibungen nicht ausbleiben konnten, wo man noch 1806 in den starren Fesseln der Lineartaktik gesteckt hatte, kann nicht wundernehmen. Auch beim Gegner fehlten solche Reibungen nicht. Trotz zwanzigjähriger Kriegspraxis ist Napoleon nur selten von seinen Generalen ganz verstanden worden. Seine Korrespondenz enthält

eine Fülle von Kriegslehren, und aus der Art, wie er sie entwickelt, erkennt man, daß er seinen Marschällen, auch den bedeutendern unter ihnen, doch für sie bisher neues sagt. Es ist das unvergängliche Verdienst der leitenden Männer des Schlesiſchen Hauptquartiers, daß sie die Grundzüge Napoleonischer Kriegsführung klar erkannten und in die Wirklichkeit übertrugen. Damit fand der gesunde, jeder Künſtelei und ſtrategiſchen Überfeinerung abgeneigte Naturalismus in der preußiſchen Armee Eingang. In den ſpättern langen Friedensjahren iſt nicht immer an ihm feſtgehalten worden, aber die Verarbeitung der Erfahrungen der Napoleonischen Kriegszeit durch Clausewitz hat dieſe ſchließlich zu einem Gemeingut unſrer Armee werden laſſen. Moltke hat an Clausewitz angeknüpft und dahin gewirkt, daß bei uns 1870 napoleonische Grundſätze in der Heerführung zutage traten, während ſie den Franzoſen völlig entſchwunden waren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die rückſichtsloſe Kriegsführung, wie ſie Blücher und Sneyfenau übten, den Widerſpruch der Korpsführer weckte. Bekanntlich hat Yorck, dem, ſo ſehr er es verſtand, beim Angriff alle Kräfte an den Sieg zu ſetzen, die Schonung ſeines Armeekorps am Herzen lag, der Armeeführung heftig widerſtrebt, und von den beiden ruſſiſchen Korpsführern hat Sangeron der Armeeführung häufig wenigſtens paſſiven Widerſtand entgegengeſetzt, wenn auch, wie Generalleutnant von Unger zutreffend betont, ausgeſprochener böſer Wille, wie öfter behauptet worden iſt, bei ihm nicht nachzuweiſen iſt. Unter dieſen Umſtänden waren Blüchers fortreibende Perſönlichkeit und Sneyfenaus friſche Tatkraft von höchſtem Wert und allein imſtande, die zahlreichen Reibungen, die ſich innerhalb der Armee ergaben, zu überwinden. Hielten beide Männer unbeirrt an ihren großen Zielen feſt, kannten ſie keine Schonung der Truppe, wo ihnen der Kriegszweck ſolche nicht zuzulaſſen ſchien, ſo waren ſie doch immer bereit, ihrer perſönlichen Empfindlichkeit ein Opfer zu bringen, wo das Intereſſe des Vaterlandes es forderte. Blücher kannte den hohen ſoldatiſchen Wert Yorcks und hat die Ausbrüche von deſſen galliger Natur immer wieder geſaßt hingenommen. Als ſich Yorck im März 1814 krank meldete und die Armee zu verlaſſen gedachte, waren es einige herzliche Zeilen Blüchers, die ihn zur Rückkehr bewogen. Trotz heftiger Augenschmerzen fügte der Feldmarſchall einem begütigenden Dienſtſchreiben eigenhändig die Worte hinzu: „Alter Waſſengefährte, verlaſſen Sie die Armee nicht, da wir am Ziel ſind; ich bin ſehr krank und gehe ſelbſt, ſobald der Kampf beendet.“ Yorck antwortete hierauf: „Euer Exzellenz eigenhändiges Schreiben iſt der Abdruck Ihres biedereren Herzens, welches ich immer ſchätzte und ſchätzen werde.“

Die Mißſtimmung Yorcks war ſeit den Niederlagen, die Napoleon im Februar 1814 den getrennten Korps der Schleiſchen Armee zwiſchen Seine und Marne bereitet hatte, nicht geringer als einſt in den Tagen der Raibachſchlacht. Dazwiſchen aber lagen Wartenburg und Mückern, die ſchönſten

Ruhmesblätter der Schlesiſchen Armee und des Korps Yorks im beſondern. Am 26. September 1813 ſchrieb Gneifenau an Clausewitz: „Wir wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andern es nicht wollen. . . . Bei der Großen Armee entwirft man ſtets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung; und nach zwei Siegen treibt ſich der Kronprinz von Schweden zwiſchen Ruthe und Elbe herum.“ Die Initiative, die die Schleiſche Armee mit dem Rechtsabmarſch nach Wartenburg an ſich riß, hat ſie fortan behalten. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die das Unternehmen in ſich barg, waren Blücher nicht verborgen, aber in ſeiner Geiſtesfriſche ging er ſofort auf Gneifenaus Vorſchlag ein. „Die Tat von Wartenburg zeigte alſdann in beſonders ausgeſprochener Weiſe das Zusammenwirken der drei beſten Männer der Schleiſchen Armee: der Gedanke gehört Gneifenau, der Entſchluß Blücher, die Tat aber hauptſächlich York. Man weiß nicht, ob man die Kühnheit des Entſchluffes oder die Tatkraft bei der Ausführung mehr bewundern ſoll.“

Auf Blücher und Gneifenau paſſen in gleichem Maße die Worte von Clausewitz*): „Die Kühnheit iſt vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelſte Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt.“ Daß ſie vom rechten Stahl waren, haben ſie auch im Unglück bewährt, wie einſt ſchon auf dem Zuge nach Lübeck und bei Kolberg. Ihre Zuverſicht teilte ſich nach unten mit, und ſo haben ſie das Schwerſte vollbracht, das im Kriege der Führung beſchieden ſein kann: die Truppen nach Niederlagen zu neuen Siegen zu führen. So war es nach den Februartagen von 1814, ſo in der entſcheidenden Stunde von Belle-Alliance.

Der neueſte Blücher-Biograph hat es in ſehr geſchickter Weiſe verſtanden, die Rolle ſeines Helden und alles auf ihn bezügliche in die großen weltgeſchichtlichen Ereigniſſe einzupaſſen. Dieſe ſelbſt werden klar und gut ſkizziert, und es iſt glücklich vermieden, Bekanntes zu wiederholen oder, wozu der Stoff leicht verführen konnte, von dem eigentlichen Gegenſtande abzuschweifen. Nicht nur der Soldat findet in dem Buche, was ihm frommt, es iſt vielmehr bei der Friſche und Lebendigkeit ſeiner Darſtellung echt volkſtümlich. In ſolchem Sinne iſt es ein nicht zu unterſchätzendes Verdienſt des Generalleutnants von Unger, dieſen vaterländiſchen Helden dem heutigen Geſchlecht wieder näher gebracht zu haben. Wie packend wirkt nicht die Schilderung von Blüchers Zuſammentreffen mit Wellington am 16. Juni 1815 an der Windmühle von Brye: „Wohl mochte man ſtreiten, ob Blüchers Hünengeltalt die achtunggebietende Hoheit ſeines britiſchen Mitfeldherrn erreiche; aber welches Herz wäre nicht durch einen Blick aus dem offenen Antlig des Deutſchen gewonnen geweſen! Wohl wiefen die gealterten Züge um Augen und Mundwinkel Spuren von liſtiger Verſchlagenheit, von leicht aufflammendem Ingrim und tiefer Verachtung für das Schlechte auf, aber alles überſtrahlte der Aus-

*) Vom Kriege, III. Buch, 6. Kapitel.

druck herzlichster Freundschaft, selbstverständlicher Kühnheit, unwandelbarer Treue; aus den Augen loderte noch das Feuer einer Begeisterung, die ihre Kraft aus dem Himmel holt und sich das Höchste zum Ziel setzt. Unter der Schirmmütze quillt noch das volle weiße Haar; der offene Überrock läßt auf weißer Weste das breite Orangeband des Schwarzen Adlerordens sehen. Die Rechte hält mundgerecht die kurze Tabakspfeife, die bestimmt scheint, die Seelenkräfte des gewaltigen Mannes durch beruhigende Beschäftigung so lange im Gleichgewicht zu halten, bis der Augenblick gekommen ist, wo die Faust den Säbel zu blutiger Arbeit aus der Scheide reißt.“

Und doch danken wir Blücher sehr viel mehr als nur diese „blutige Arbeit“. Im Schlußwort unsers Buches heißt es: „Es ist merkwürdig, mit welcher zweifellosen Sicherheit sich Blücher berufen fühlte den »Tyranen« zu stürzen. Er sah nicht wie Goethe die Bürgschaft für Napoleons Unbezwingbarkeit in der Größe seines Geistes, er sah mit Stein in der Verderbtheit seines Tuns die Notwendigkeit seines Untergangs. Von den Ahnen überkommen, steckte ihm tief im Blut das Bewußtsein eines angeborenen Rechts auf Freiheit. Fremdes Wesen in Deutschland herrschen zu sehen, empörte ihn leidenschaftlich; der Gedanke, auch Fesseln tragen zu müssen, machte ihn rasend. Ihm war der Befreiungskampf ein heiliger Kampf um die hehrsten Menschenrechte. Er schöpfte in der Religion die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. . . . Blücher hatte aus dem Zusammenbruch Preußens durch alle Prüfungen und Enttäuschungen hindurch sich den leidenschaftlichen Willen bewahrt, an dem Sturz der Fremdherrschaft mitzuwirken; und ihm war es nicht um Preußen allein, ihm war es um Deutschland zu tun. Er sprach das herrliche Wort, daß durch Preußen dem ganzen deutschen Vaterlande aufgeholfen werden müsse, daß der König und Preußen ihre Existenz und Macht nur gemeinschaftlich mit dem deutschen Vaterlande aufrechterhalten könnten.“

Möchte auch dieses schöne, einigende Wort des Helden in unsrer Zeit des Parteihaders und erneut auflebender partikularistischer Strömungen nicht ungehört in deutschen Landen verklingen!



Studien über die Romantik



Im 38. vorjährigen Hefte ist die Art und Weise kritisiert worden, wie Ernest Seillière das Wort Imperialismus gebraucht oder vielmehr mißbraucht. Er hat mir darauf geschrieben, er habe deutlich machen wollen, was jetzt in Frankreich en philosophie unter diesem Worte verstanden werde; worauf zu erwidern ist, daß das Wort in die Politik und in die Geschichte gehört und in der Philosophie überhaupt keinen Sinn haben kann. Seillière beruft sich auf das Journal